



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kg.: Was hat uns der Krieg in Ostasien gelehrt?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Was hat uns der Krieg in Ostasien gelehrt?



er Krieg zwischen Rußland und Japan war der erste, in dem sich zwei moderne große Armeen unter Verhältnissen entgegengetreten sind, die uns erlauben, die Erfahrungen, die dort gemacht worden sind, auch für europäische Verhältnisse anzuwenden und — mit gewissen Vorbehalten natürlich — für unsre Heeresausbildung zu benutzen. Bei den Erfahrungen, die im Burenkriege gesammelt worden sind, war das lange nicht in demselben Maße möglich. Zwar waren auch damals beide Gegner mit modernen Waffen ausgerüstet, aber die Eigentümlichkeiten des Burenheeres, einer undisziplinierten Jägermiliz, in Verbindung mit denen des Kriegsschauplatzes, der gerade dieser Jägermiliz besonders angemessen war, zwangen dazu, die Lehren dieses Krieges sehr vorsichtig zu untersuchen und sich vor Verallgemeinerungen zu hüten, um so mehr als die Buren, deren taktisches Verfahren man sogleich überall als mustergiltig anpreisen hören konnte, schließlich nach anfänglichen Erfolgen unterlagen. Natürlich hatte man sich, aus Mangel an andern Kriegserfahrungen mit modernen Waffen, immerhin einiges von dem zunutze machen können, was der Burenkrieg gezeigt hatte, und die sogenannte Burentaktik hat lange genug in unsrer Presse und auf unsern Übungsplätzen ihr Wesen getrieben. Aber der Krieg in Ostasien hat doch in vielen Dingen unsre Ansichten geändert und berichtigt. Die Hauptfrage, die alle Taktiker beschäftigt, seitdem die Erfindung des rauchlosen Pulvers und der kleinkalibrigen Gewehre mit so vielen alten Traditionen aufzuräumen nötigte, war der Verlauf des Infanteriekampfes: ob es möglich sei, einen Angriff gegen das verheerende Feuer dieser neuen Gewehre zu führen, und in welchen Formen dieser sich abspielen werde. Denn eines war von vornherein klar: jeder Fehler, den der Angreifer hierbei machte, mußte ihn bei dem sicher wirkenden schnellen Fernfeuer, das die neuen Waffen abgeben konnten, solche Verluste kosten, daß die Gefahr bestand,

der Angriff werde schon im Anfangsstadium zerschellen und zusammenbrechen. Die ersten Mißerfolge der Engländer in Südafrika haben das bestätigt. Die Folge dieser Wahrnehmung war zunächst, daß man in das Gegenteil verfiel: man bekam vor den modernen Waffen einen solchen Respekt, daß man taktische Formen erfand, in denen man schon auf die weitesten Entfernungen keine dichte Schützenlinie, geschweige denn eine geschlossene Abteilung zu zeigen wagte und nur mit ganz lichten Schützenlinien an den Feind heranging. Diese wurden allmählich im Bereich des feindlichen Feuers durch ebenso dünne Linien, die mit weiten Abständen einander folgten, so weit verstärkt, daß sie den Kampf mit dem Gegner aufnehmen konnten. Das ist in großen Zügen das Wesen des sogenannten Burenangriffs. Es ist ein Verfahren, das gewiß hier und da sehr gut anwendbar ist, und dem die Engländer im weiteren Verlaufe des südafrikanischen Feldzugs auch manchen Erfolg zu verdanken hatten, nur beging man bei uns vielfach den Fehler, zu glauben, daß man nun den Stein der Weisen habe. Man übersah, daß die Sache doch auch ihre großen Schattenseiten hatte, vor allem eine, die sich schon bei Friedensübungen in größern Verbänden zeigte, nämlich die, daß es schon im Gefecht der Brigade, erst recht aber bei Manövern von Divisionen und noch größern Einheiten außerordentlich umständlich und zeitraubend war; kurzum, so gewissenhaft das ganze Jahr auf Kompagnie- und Bataillonsexerzierplätzen der Burenangriff geübt worden war, so wenig wußte man im Manöver damit anzufangen, und so sah man dort das alte Verfahren sich siegreich behaupten, daß der Angriff im wesentlichen von Anfang an mit starken Schützenlinien geführt wurde. Das einzige Neue blieb, daß man das sogenannte sprungweise Vorgehen, das früher immer von ganzen Zügen oder Kompagnien ausgeführt wurde, jetzt im Bereich des wirksamen feindlichen Feuers in kleinen Abteilungen, meist in Gruppen ausführte.

Man war noch zu keinerlei Klarheit gekommen, als der Krieg in Ostasien ausbrach. Die Japaner hatten eingeständnermaßen ihre militärische Ausbildung nach deutschen Vorbildern gerichtet. Wie sie diese Vorbilder benutzt haben, ist mustergiltig und lehrreich für uns. Es war zu erwarten, daß bei den Japanern ebensowenig wie bei uns Klarheit über das Verfahren beim Infanterieangriff herrschen werde. So konnte man denn auch zu Anfang des Krieges die verschiedensten Mutmaßungen lesen, die zum Teil wohl auch auf Äußerungen japanischer Offiziere zurückzuführen waren. Im allgemeinen war dabei wohl eine gewisse Abneigung gegen das Burenverfahren zu erkennen. Die klugen Japaner erkannten dessen Mängel sehr wohl, die hauptsächlich darin liegen, daß man sich künstlich immer in die Minderheit setzt; die dünnen Schützenlinien, die möglichst weit in das feindliche Feuer vorgehn sollen — denn wenn sie das nicht tun, hat es gar keinen Zweck, sie so dünn und schwach zu machen —, sind so lange dem übermächtigen Feuer

des Verteidigers ausgesetzt, bis sie durch die nachfolgenden Linien aufgefüllt sind. Da diese aber, wenn sie sich einigermaßen dem Feuer entziehen wollen, nur mit weiten Abständen folgen können, so dauert es sehr lange, bis die vordersten Linien dem Verteidiger eine ebenbürtige Feuerkraft entgegenwerfen können. Da der Verteidiger mit Munition nicht zu sparen braucht — er braucht sie ja nicht zu schleppen, sondern legt sie handlich neben sich —, so kann er, wenn auch die anfänglichen dünnen Schützenlinien ein schlechtes Ziel bieten, ein solches Massfeuer darauf abgeben, daß sich die einzelnen Linien des Angreifers verbluten, ehe sie überhaupt zu wirksamem Feuer kommen. Außerdem bedachten die Japaner wohl, daß sie keine mit der Büchse in der Hand aufgewachsenen Jäger wie die Buren sich gegenüber hatten, sondern eine reguläre Armee, deren Schießausbildung sie jedenfalls kannten und bei ihren Erwägungen mit in Betracht ziehen konnten.

Die Japaner haben nicht nur diese, sondern überhaupt jede einheitliche Form verworfen. Die Berichte über den Krieg, die inzwischen in der Öffentlichkeit erschienen sind, zeigen, daß die Japaner ganz verschieden gehandelt haben, daß sie jede Gleichartigkeit in ihrer Angriffsweise vermieden haben. Und hierin liegt die wesentliche Lehre des Krieges; es gibt eben keine Angriffsart, die für alle Fälle paßt, jeder Gegner, jedes Gelände, jedes Wetter, jede Tageszeit, kurzum jeder Zusammenstoß mit dem Feinde verlangt etwas andres. Das ist ein etwas mageres Ergebnis, wenn man bedenkt, wieviel Arbeit aufgewandt, wieviel Papier verbraucht worden ist, um das absolut Wahre zu finden. Die Sache wird dadurch nicht gerade trostreicher, daß man sich sagen muß, daß die Verständigsten das schon vorher gesagt haben, und daß sich unser altes Reglement von 1888 darauf beschränkt hat, für das Gefecht nur Anhaltspunkte zu geben, und sich vor jeder bindenden Vorschrift ängstlich gehütet hat. So ist denn auch in dem neuen Reglement von 1906 an den Grundsätzen für das Gefecht gar nichts geändert worden. Das Wesen des Infanteriekampfes ist nach wie vor dasselbe. Es kommt darauf an, dem Gegner so nahe zu Leibe zu gehn, daß man ihn mit dem Feuer niederkämpfen kann, und dann die reife Frucht durch einen möglichst energischen, unaufhaltsamen Sturm auf die feindliche Stellung zu ernten. Wie das im einzelnen zu machen ist, ob man zuerst in dünnen oder gleich in dichten Schützenlinien vorgeht, ob bei Tage oder bei Nacht, ob man sich unterwegs eingräbt oder nicht, wann, wo und wie man seine geschlossenen Abteilungen folgen läßt, darauf gibt es keine allgemeine Antwort. Es kommt eben darauf an, was sich der Gegner bieten läßt. Schießt er schlecht, oder scheint ihm die Sonne ins Gesicht, daß er mich nicht sieht, so kann ich vielleicht mit einer langen dichten Schützenlinie so weit herankommen, daß ich von meinem Gewehr ausreichende Wirkung auf die kleinen Kopfziele des Verteidigers erwarten kann. Geht das nicht, so muß man zunächst

auf weitere Entfernung liegen bleiben und durch plötzliches, überraschendes Vorspringen oder durch Herankriechen oder durch allmähliches Anschleichen kleiner Teile näher heranzukommen suchen, vielleicht auch die Nacht erwarten, um das zu erreichen, was das Feuer des Feindes bei Tage verwehrt. Daß die Truppe beherrschende Streben nach vorwärts muß diese in jedem Falle andre Mittel und Wege finden lassen, an den Feind heranzukommen. Hierin aber, in dieser erfinderischen Selbsttätigkeit haben die Japaner etwas bisher Unerreichtes und Neues geleistet. Ihnen darin gleich zu werden, muß die höchste Aufgabe unsrer Ausbildung sein, die Aufgabe, von deren erfolgreicher Lösung der Erfolg im nächsten Kriege abhängt.

Unser Exerzierreglement fordert, daß der Mann zum denkenden, selbständig handelnden Schützen erzogen werde. Tapferkeit und todesverachtender Mut genügen heute für sich allein nicht mehr zum Soldaten. An diesen Eigenschaften hat es den Russen nicht gefehlt, aber wohl an dem andern, an dem regsamen lebendigen Geiste, der nicht an der normalen Form klebt, sondern der nur an den Zweck denkt, diesen aber mit eisernem Willen verfolgt und unbekümmert alle Mittel findet und ausnutzt, die sich ihm bieten. Die Kriegsgeschichte ist hier wieder einen Schritt vorwärts gegangen. Zur Zeit Friedrichs des Großen wurde das Denken nur von den obersten Führern besorgt. Sie stellten die Bataillone auf den richtigen Fleck und erwarteten den richtigen Moment, sie antreten zu lassen. Dann ging die Maschine vorwärts, und wie ein Uhrwerk feuerte sie ihre Salven in den Feind. Die Offiziere hatten nur zu sorgen, daß sie im Gange blieb, daß die „Kanaille“ ihre Schuldigkeit tat. Das Zündnadelgewehr stellte an die untere Führung aber schon bedeutend höhere Aufgaben, und wo man das vergaß, wie zum Beispiel beim Angriff der preussischen Garde auf St. Privat am 18. August 1870, da hat es sich durch schwere, blutige Opfer gerächt. Heute sind wir so weit, daß der Soldat in den schwersten Augenblicken, in denen es sich um die Entscheidung, um Sein oder Nichtsein handelt, auf sich selbst oder höchstens auf die Anleitung seiner untersten Führer, des Gruppen-, allenfalls noch des Zugführers angewiesen ist.

Das ist die neueste Konsequenz, zu der die fortwährend gesteigerte Technik geführt hat, daß die Anforderungen des Krieges an jeden einzelnen Mann ungeheuer gewachsen sind. Das Wort Friedrichs des Großen, daß der Geist einer Armee nur in ihren Offizieren stecke, ist nicht minder veraltet wie die Waffen und die Technik des großen Königs. Volk und Heer sind heute identisch, und wenn die sittliche und geistige Kraft des Volkes diesem nicht den festen, unbeugsamen Willen zum Siege zu geben vermag, dann wird uns keine taktische Form und keine Feldherrnkunst dazu verhelfen.

Die Friedensausbildung muß ihre Aufgabe darin sehen, den Soldaten auf die Eindrücke vorzubereiten, denen er im Ernstfalle ausgesetzt ist, und ihn die Mittel finden lehren, die ihm den Sieg verschaffen. So etwas läßt sich

aber nur erreichen bei einer geistig und körperlich gesunden Nation, in der jeder einzelne bereit ist, sich dem Wohle des Ganzen zu opfern in richtigem nationalem Idealismus und Egoismus. Diese Eigenschaften haben die Japaner zum Siege geführt. Mögen sie uns im rechten Augenblick auch nicht fehlen!

Kg.



Arbeitskammern

von Otto Brandt



Der Deutsche Reichsanzeiger veröffentlichte am 4. Februar 1908 einen Gesetzentwurf über Arbeitskammern, der für das ganze Reich die Errichtung solcher Kammern für die Unternehmer und die Arbeiter eines oder mehrerer Gewerbebranche in Anlehnung an die Einteilung und die Bezirke der gewerblichen Berufsgenossenschaften vorsieht. Die Arbeitskammern sind nach Paragraph 2 des Entwurfs berufen, den wirtschaftlichen Frieden zu pflegen. Sie sollen die gemeinsamen gewerblichen und wirtschaftlichen Interessen der Unternehmer und Arbeiter der von ihnen vertretenen Gewerbebranche sowie die auf dem gleichen Gebiete liegenden besonderen Interessen der beteiligten Arbeiter wahrnehmen. Die einzelnen übrigen Bestimmungen des Entwurfs interessieren uns an dieser Stelle, wo wir nur die grundsätzlichen Fragen behandeln wollen, nicht.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß der skizzenhafte, für die praktische Durchführung noch nicht reife Entwurf gerade am 4. Februar erschien, denn an demselben Tage des Jahres 1890 wurde der kaiserliche Erlass veröffentlicht, auf dessen Grunde er ruht. In diesem Erlasse heißt es: „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter dauernd zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten.“ Seit diesem Erlasse sind achtzehn Jahre verflossen, und vieles hat sich geändert, die Regierung braucht heute vielleicht keine neuen Organe, um die Bedürfnisse der Arbeiter kennen zu lernen; die freie Organisation der Arbeiter hat sich machtvoll entwickelt, allerlei paritätische Organisationen sind, wie die Begründung zeigt, entstanden, und so ist denn auch in dem Gesetzentwurf die Begründung des Bedürfnisses und die Berufung auf den kaiserlichen Erlass